

Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Band: - (1994)
Heft: 10

Artikel: "...nur ja nicht der Vergangenheit die gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten überstülpen..." : ein Interview mit Barbara Duden
Autor: Duden, Barbara / Blum, Iris / Furger, Sonja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"... nur ja nicht der Vergangenheit die gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten überstülpen..."

Ein Interview mit Barbara Duden

Auf Einladung des Fachvereins Geschichte führte Barbara Duden im letzten Wintersemester 1993/94 ein Kolloquium mit dem Titel "Geschichte, Technologien und Frauenkörper: Zur Geschichte der 'Frau als wissenschaftlicher Tatsache'" durch. Die meisten LeserInnen werden Barbara Duden wohl über ihre Arbeiten zur Körpergeschichte (1987: *Geschichte unter der Haut*; 1991: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*) kennen. In den USA wurde sie von der "History of Science Society" zur Wissenschaftsfrau des Jahres 1993 gewählt - herzliche Gratulation!

Du hast im Kolloquium Auszüge aus deiner damals noch unveröffentlichten Habilitation vorgelegt. Kannst du uns mehr über diese Arbeit erzählen?

B.D.: Ich habe die letzten zwei Jahre an einer Studie zur Geschichte der graphischen Darstellung des Ungeborenen gearbeitet. Ich wollte klären, wie das Ungeborene, das ja paradigmatisch für das Ungesehene und noch Unsichtbare war, in den anatomischen Atlanten abgebildet wird. Es geht dabei um zwei Dinge: Einmal um die Entdeckungsgeschichte der fötalen Gestalt; zum anderen um die Geschichte der technischen Mittel, durch die die Visibilität einer Sache für den Blick des Anatomen hergestellt wird. Eine These meiner Arbeit ist, dass trotz hochentwickelter Techniken des Schneidens und Färbens von anatomischen Präparaten und trotz einer immer "naturgetreueren" Darstellungstechnik in Holzschnitt und Kupferdruck die fötale Gestalt, also der vor-kindliche Mensch, nicht gesehen wurde. Jedenfalls wurde sie nicht abgebildet. Es gibt eine Serie von Gestalten des Ungeborenen, mal als Männlein, als Putto, als Knochenmännlein, als eingerolltes Kind, aber die fötale Gestalt widerspricht offenbar so sehr den Wahrnehmungsmu-

stern, dass sie nicht in die Atlanten gelangt. Ich versuche den Beweis zu führen, dass 300 Jahre Schärfung des anatomischen Blicks auf die schwangere Gebärmutter das nicht "sehen" konnte, was heute zur Naturtatsache objektiviert wurde: die Gestalt mit dem grossen Kopf, den Stummelärmchen. Das gekrümmte Wesen. Eine kulturelle Blickhemmung verhinderte, dass die nicht menschenähnliche Gestalt als kommendes Kind gesehen wurde. Stattdessen wird sie als Mondkind, Monstrum oder dickköpfiger Schmerl klassifiziert. Die Anatomen hatten vor dem Hintergrund antiker und neuerer Zeugungstheorien und ohne einen Entwicklungsbegriff wohl etwas wie eine verkleinerte Menschengestalt in ihrem geistigen Suchbild; wenn sie auf etwas treffen, das nicht so aussieht, dann wird es nicht als wahres Kind erkannt. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird erstmals die fötale Gestalt in den anatomischen Atlanten abgebildet; und zwar das erste Mal in zwei Kupfern des Frankfurter Anatomen Samuel Thomas Soemmerring. Seine "Icones embryonum humanorum" kommen durch eine neue Vermessungstechnik zustande. Anstelle der zentralperspektivischen Projektion lässt Soemmerring die isometrische Projektion einsetzen. Gezeichnet wird nicht das, was das Auge sieht, sondern was durch ein doppeltes Gitter vermessen und dann festgehalten worden ist. Ich sehe in dieser frühen Projektion der embryonalen Form 1799 ein Beispiel einer neuen Visualisierungstechnik, epistemologisch durchaus schon vergleichbar mit dem Ultraschall oder dem Elektronenrastermikroskop, die ja viel später erst entwickelt werden. Hier wird technisch ein Abbildungsraum hergestellt, der jenseits des Auges, jenseits der Optik und jenseits der Situation eines anschauenden Subjektes liegt. Wir haben hier nicht ein Faksimile einer Ansicht des Objektes vor uns, sondern die Darstellung der Sache an sich, die bildliche Registrierung ihrer Messdaten. Ein blueprint, keine Abbildung traditionaler Art.

Meine Arbeit ist ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Ungeborenen. Seit langem versuche ich, Themen geschichtlich aufzugreifen, die im Alltagsverständnis durch ihre Zuordnung zu den biologischen Wissenschaften den Schein des Naturhaften angenommen haben. Auch in der Geschichtswissenschaft werden aus dem gleichen Grund oft tief historische Phänomene nicht untersucht. Das Ungeborene gehört dazu. Es gibt zwar medizingeschichtliche Studien zur Schwangerschaft oder Studien zu den grossen Paradigmen in der Wissenschaftsgeschichte der Zeugungslehren, aber wir wissen fast nichts über die historische Gestalt des Ungeborenen. Das ist nach wie vor terra incognita.

Für viele junge Historikerinnen ist diese Grenzüberschreitung innovativ und anregend. Wie reagiert denn die "andere Seite", beispielsweise die Medizingeschichte, auf deine Forderungen nach Historisierung von Körpern?

B.D.: Es ist interessant, dass der Körper als kulturelles Konstrukt, wie man heute sagt, zu einem zentralen Thema wird: es erstaunt mich selbst, in welcher rascher Folge heute Studien erscheinen: zu Schwangerschaft, Geburt, Frauen im Sport, dem vermessenen Körper und vielem anderen. Die Fleischesgeschichte der bürgerlichen Subjektivität, also der Leib, der historisch zum Selbst gehört, gewinnt an Interesse. Diese Thematisierung ist ein zeitgeschichtliches und nicht so sehr wissenschaftsgeschichtliches Phänomen. Die Historikerinnen greifen auf, was in der Luft liegt.

Das breite Interesse scheint mir mit der starken Rezeption von Michel Foucault zusammenzuhängen, denn bei Foucault stand der Körper im Zentrum der Machttechniken des modernen Staates. Und in seinen späten Arbeiten stellte Foucault die Frage nach der leibhaftigen Befindlichkeit, der historischen Somatik einer vergangenen Epoche. Diese Anregungen Foucaults werden heute in einem Milieu rezipiert, in dem der Körper als Erlebnisgrund rasch und gründlich beseitigt wird. Ich sehe im letzten Jahrzehnt eine Epoche der vormals undenkbaren Entkörperung des Erlebens - die Genetik, die Transplantationsmedizin, das Immunsystem, die moderne Schwangerschaft können als Indikatoren für diesen rapiden

Schwund sinnlicher Orientierung verstanden werden. Die entkörperte Wahrnehmung des eigenen Organismus ist zu einer Grundcharakteristik unserer Epoche geworden. Mit Freundinnen aus dem Gen-Archiv in Essen und mit anderen Freunden stecken wir tief in einer Untersuchung über die Infektion des Alltagsdenkens durch das Immunsystem und systembezogene Körpervorstellungen. Levi-Strauss bemerkt in den Traurigen Tropen, dass die Ethnologen sich mit Lust auf das stürzen, was gerade im Begriff ist, in den Orkus der Geschichte zu verschwinden. Der Körper ist "in" als "soziales Konstrukt", weil er heute von unsinnlichen, systembezogenen "Lebensprozessen" ausgelöscht wird.

Es scheint mir typisch, dass die Körperstudien in den USA ein Jahrzehnt früher einsetzten. Dort gibt es ausserdem eine engere Zusammenarbeit zwischen Literaturwissenschaft und Geschichte; historische Texte, die bisher als wissenschaftsgeschichtliche Dokumente gelesen wurden, werden aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive auf ihre Metaphorik hin befragt. Ich sehe eine Gefahr in diesem Nebeneinanderreihen von Diskursen und Texten. Insofern wende ich mich gegen methodische Ansätze, die den Körper als cultural construct untersuchen und moderne Definitionen aus dem bio-wissenschaftlichen Labor umstandslos neben antike oder mittelalterliche Aussagen über den Körper stellen. Statt kultureller Konstruktion schlage ich vor, geschichtlich über den Körper als Erlebnisgrund nachzudenken, die Texte also als Quellen für eine Geschichte der Heterosomatik zu interpretieren. Die Texte werden dann zu Zeugnissen über die in einer Epoche mögliche Erlebnisform des Leibes.

Und im deutschsprachigen Raum?

B.D.: Ich will daran erinnern, dass in der Schweiz Esther Fischer-Homberger Studien zur Geschichte der Menstruation, der Nervenkrankheiten, der Hebammen vorgelegt hat, als noch niemand über derartige Themen arbeitete. Ihre Studien sind in den Grundthesen nicht überholt worden.

In Deutschland fungierte die Medizingeschichte lange als Unterabteilung der Medizin. In dieser Position schrieb man die Vor-

geschichte der Gegenwartssituation, gab der modernen Arzt-Patientenbeziehung, der Pharmakologie, dem medizinischen Betrieb gleichsam eine geschichtliche Legitimation. Das macht die Beschränkung vieler Studien aus. In einem solchen medizingeschichtlichen Rahmen stehen wir seit der Antike vor historischen Variationen einer gleichen Konstellation: ein Kranker klagt, der Arzt hört mitmenschlich zu und gibt nach dem jeweiligen Stand der medizinischen Kenntnisse Rat und Therapien. Dieser Typus einer Variation anthropologisch konstanter Situationen verstellt den historischen Blick. Das Arztsein ist ein tief historisches Verhältnis: denn der Körper, der im Zentrum des ärztlichen Blicks und der medizinischen Klassifikationen steht, ist nicht der gleiche. Alles ist hier geschichtlich: die Empfindungen eines Kranken, seine Worte, die Wahrnehmungen des Arztes, also seine praxisleitenden Vorstellungen, die diagnostischen Mittel und das, was der Arzt durch Diagnose und Rezeptur dem Kranken zur Verkörperung zurückgibt. Die Arzt-Patientenbeziehung muss als körperbildendes Gespräch verstanden werden. Der Körper ist nicht ein konstantes Objekt medizinischer Praxis. Er wird seit dem 19. Jahrhundert als Effekt klinischer Rituale her- und dann auch von den Kranken so vorgestellt. Die Entstehung der Definitionsmacht über den epochalen Körper durch die Medizin wäre das Thema. Heuristisch müsste man in den Studien von dieser Prämisse ausgehen.

Nach der Habilitation eröffnen sich wohl auch beruflich neue Perspektiven. Wäre, beispielsweise im Zusammenhang mit einem Lehrstuhl, ein Institut für Körpergeschichte denkbar?

B.D.: In Tübingen arbeite ich derzeit in den empirischen Kulturwissenschaften. Dieses Fach, vormals Volkskunde genannt, arbeitet sowohl geschichtlich wie auch gegenwartsbezogen. Diese doppelte Ausrichtung kommt mir sehr entgegen, denn für mich ist die Verbindung von historischem Nachdenken und Gegenwartsuntersuchung unabdingbar. Nur durch ein Verständnis der Andersartigkeit leibhaftigen Erlebens in der Vergangenheit komme ich an die Einzigartigkeit des sinnlichen a-prioris in der Gegenwart heran. Deshalb bin ich gut aufgehoben in Tübingen. Ich werde trotzdem nicht dort bleiben können, weil es eine

Stelle auf Zeit ist. Im Winter gehe ich deshalb nach Hannover, denn ich will längerfristig in der Lehre etwas aufbauen. Ein Institut für Körpergeschichte? Das klingt reichlich vermessen - und doch ist auch etwas dran. Die Randständigkeit von Themen ist nichts Grundsätzliches, wie wir aus der Frauengeschichte wissen. Dort sind Themen aufgegriffen worden, die vormals irrelevant erschienen. Was in einem Fach als marginal, was als zentral und bedeutsam angesehen wird, ist eine Frage des Standpunkts und damit der Auseinandersetzung zwischen Forschenden. Nathalie Zemon Davis prägte den Begriff der zwei Körper in der Geschichte. Sie fragte danach, wie Themen im Zusammenspiel zwischen gegenwärtigem Forscherkollektiv und vergangenen Konstellationen zu verorten sind. Das gilt auch für die Körpergeschichte. Alltagsgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Geschichte der Sinne sind Ansätze, bei denen die Frage nach der Geschichtlichkeit des Leiberlebnisses der Handelnden naheliegt. Es geht mir also darum, die Mentalitäts- und Wahrnehmungsgeschichte zu somatisieren, deshalb arbeite ich an einem neuen Projekt, das ich die Geschichte des Blicks nenne. Die Geschichte der somatischen Wirkungen von Technik auf das Seh- und Wahrnehmungserlebnis. Aus dieser Perspektive sollte auch die Wissenschaftsgeschichte einbezogen werden und zwar unter einer kulturgeschichtlichen Fragestellung. Gerade für die Wahrnehmung des späten 20. Jahrhunderts ist es unabdingbar danach zu fragen, wie Laborergebnisse medienvermittelt das Laienbewusstsein und die Selbstwahrnehmung erreichen und prägen. Nicht so sehr die wissenschaftsinterne Logik, die Konsistenz der Fragestellungen und Methoden müsste untersucht werden, sondern, jedenfalls für das 19. und 20. Jahrhundert, der symbolische Schatten wissenschaftlicher Tatsachen auf das Alltagsbewusstsein. In meinem privaten Kästchen nenne ich das: Überlegungen zur Entstehung und Herstellung der Frau als einer wissenschaftlichen Tatsache. Deshalb biete ich im Winter ein Seminar an zu Genetik als modernem Denkstil. Zwischen Biologinnen, Kulturwissenschaftlerinnen und Historikerinnen möchte ich ein Gespräch in Gang bringen, das die Gene als Symbol, Kultobjekt und Emblem untersucht. Ich erhoffe mir die Überschneidung von Denkansätzen und Kenntnissen zwischen

Studierenden, die sonst an der Universität in äusserst entlegenen, getrennten Bereichen angesiedelt sind.

Du wirst Dich also auch quellenmässig vermehrt auf das 20. Jahrhundert ausrichten?

B.D.: Ich habe in der letzten Zeit stärker zum 20. Jahrhundert gearbeitet, andererseits in den letzten beiden Jahren mich zur Geschichte des Ungeborenen mit den Drucktechniken, Darstellungsmethoden und Sehweisen des 16. und 17. Jahrhunderts befasst. Ich weiss um die Gefahren dieses Vagierens zwischen Epochen, ein unter Historikern unübliches Verfahren. In meiner Art zu denken, ist aber die Gegenwartsanalyse immer Vorbedingung für Vergangenheitsuntersuchung, um nur ja nicht der Vergangenheit die gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten überzustülpen. Um Distanz zu ihnen zu gewinnen. Wenn ich fast monomanisch immer wieder auf die Gegenwart zurückkomme, z.B. in der Frage der Abtreibung, des Ungeborenen, des Frauenblutes etc. bin ich vielleicht keine richtige Historikerin mehr. Ich sehe mich stattdessen als Intellektuelle, die durch ihr Interesse an gegenwärtigen Selbstverständlichkeiten zu immer neuen historischen Ansätzen getrieben wird. Meine Fragen nach der Geschichtlichkeit des Schwangerschaftserlebnisses wurden so geschärft. Nicht weil das Thema unbearbeitet war, die Quellen nicht erschlossen, sondern weil die Umformung des modernen Schwangerschaftserlebnisses sich nur aus einer historischen Perspektive in aller Schärfe zeigt. Die Kulturgeschichte des Ungeborenen ist ein Beitrag zu klinischen Ritualen und ihren Effekten in den letzten beiden Jahrzehnten. Die Geschwindigkeit, in der historisch rezente Techniken zur Natur der Sache gehören, wird nur aus einer historischen Perspektive sichtbar. Nur wenn ich etwas vom grundsätzlich Verborgenen der Frucht im Leib der Frau weiss, wird einsehbar, dass ihre Visualisierung kulturgeschichtlich ein bedeutsames Phänomen ist, das im übrigen nicht nur die Frauen betrifft. Ich habe mich für die Kindswindeln, die Häute des Ungeborenen, die mittelalterlichen Metaphern für die Frucht interessiert, weil ich dann das Konzeptionsprodukt der Moderne in ein schärferes Licht rücken kann.

Barbara Duden, herzlichen Dank für dieses Gespräch!

Barbara Dudens Habilitation ist ab Herbst im Buchhandel erhältlich: *Anatomie der guten Hoffnung: Zur Bildgeschichte des Ungeborenen*. Stuttgart 1994: (Klett-Cotta; ca. 330 Seiten mit 30 s/w-Abbildungen, gebunden, Fr. 48.50)

Iris Blum/ Sonja Furger

Dieser Artikel erschien im Rundbrief 5/1994 des Vereins Feministische Wissenschaft.



Barbara Duden wird im Sommersemester 95 wieder in Zürich sein und bietet ein Kolloquium zum Thema „Einführung zur Wissenschaftsgeschichte zur Herstellung der ‚Natur der Frau‘“ an.